

Das Buch

Eine »Ästhetik des Humanen«, wie man sie in seinen Romanen und Erzählungen findet, hat Böll nur einmal ausführlicher formuliert: In seinen »Frankfurter Vorlesungen«, die er 1964 hielt. Worum es dabei geht, sagt er gleich im ersten Satz: um »das Wohnen, die Nachbarschaft und die Heimat, das Geld und die Liebe, Religion und Mahlzeiten«. Fast die gleichen Worte stehen am Anfang von »Heimat und keine«, einem prägnanten Text über die eigentümliche Heimatlosigkeit der Menschen im westlichen Deutschland. Es gibt zwei Köln, die »heimatlich« waren: das Vorkriegsköln und das zerstörte Köln, in das wir 1945 zurückzogen, heißt es da. Auch diese zweite Heimat aber sei »schon wieder verloren«. Die Jahre 1967/68 bringen andere Stichworte: der »Prager Frühling« und sein jähes Ende beim Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen, die Studentenrevolte und – zum ersten Mal – der gefährliche Einfluß des Springer-Konzerns. Dabei steht Bölls private Reportage aus Prag (»Der Panzer zielte auf Kafka«) gleichrangig neben seinem öffentlichen Auftreten gegen die Notstandsgesetze. Aber seine Bitterkeit angesichts der »schlüpfrigen Hast«, mit der Kiesinger, Barzel und Schmidt die Notstandsregelung durchpauken, ist wesentlich größer.

Der Autor

Heinrich Böll, am 21. Dezember 1917 in Köln geboren, war nach dem Abitur Lehrling im Buchhandel. Im Krieg sechs Jahre Soldat. Danach Studium der Germanistik. Seit 1949 veröffentlichte er Erzählungen, Romane, Hör- und Fernsehspiele, Theaterstücke und war auch als Übersetzer aus dem Englischen tätig. 1972 erhielt Böll den Nobelpreis für Literatur. Er starb am 16. Juli 1985 in Hürtgenwald.

Heinrich Böll
Schriften und Reden

- Zur Verteidigung der Waschküchen. 1952–1959 (10601)
Briefe aus dem Rheinland. 1960–1963 (10602)
Heimat und keine. 1964–1968 (10603)
Ende der Bescheidenheit. 1969–1972 (10604)
Man muß immer weitergehen. 1973–1975 (10605)
Es kann einem bange werden. 1976–1977 (10606)
Die »Einfachheit« der »kleinen« Leute. 1978–1981 (10607)

Heinrich Böll:
Heimat und keine
Schriften und Reden
1964-1968

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



Schriften und Reden

1964-1968

entnommen aus:

Heinrich Böll Werke

Essayistische Schriften und Reden 2

1964-1972

Herausgegeben von Bernd Balzer

Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln (1978)

ISBN 3-462-01259-2 (Leinen)

ISBN 3-462-01258-4 (Broschur)

November 1985

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
Verlages Kiepenheuer & Witsch, Köln

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 3-423-10603-4

Inhalt

Editorische Vorbemerkung zur Werkausgabe 1978	7
Editorische Vorbemerkung zur Taschenbuchausgabe 1985	8
Vorwort zu »Schalom« (1964)	9
Die humane Kamera (1964)	12
Zu Reich-Ranickis »Deutsche Literatur in West und Ost« (1964)	14
Gesinnung gibt es immer gratis (1964)	17
Über Balzac (1964)	21
Gefahr unter falschen Brüdern (1964)	24
Unversehrter Prometheus (1964)	28
Unbefangenheit und Noblesse (1964)	29
Frankfurter Vorlesungen (1964)	30
Unterwerfung gefordert (1964)	89
Über Melita Maschmann, »Fazit« (1964)	96
Die Befreiten erzählen (1964)	100
Weggeflogen sind sie nicht (1964)	104
Silvester-Artikel (1964)	106
Heimat und keine (1965)	109
Wort und Wörtlichkeit (1965)	113
Raderberg, Raderthal (1965)	116
Brendan Behan (1965)	125
Jugendschutz (1965)	129
Stichworte (1965)	133
Über Jürgen Becker, »Felder« (1965)	149
Christen im Korea-Krieg (1965)	152
Epitaph für Walter Widmer (1965)	157
Angst vor der »Gruppe 47«? (1965)	159
Mauriac zum achtzigsten Geburtstag (1965)	170
Keine so schlechte Quelle (1965)	173
Ein letzter Deutscher (1965)	182
Stellungnahme (1965)	186
Das wahre Wie, das wahre Was (1966)	187
Vorwort zu »Unfertig ist der Mensch« (1966)	193
Was ist eine christliche Grundlage? (1966)	198
Das Zeug zu einer Äbtissin (1966)	201
Eine ganze Provinz besetzt (1966)	205

Der Rhein (1966)	209
Brief an einen jungen Nichtkatholiken (1966)	212
Die Freiheit der Kunst (1966)	224
An einen Bischof, einen General und einen Minister des Jahrgangs 1917 (1966)	229
Die armen r. k.s. (1967)	245
Einführung in »Dienstfahrt« (1967)	249
Dreizehn Jahre später (1967)	251
Joseph Caspar Witsch (1967)	257
Warum so zartfühlend? (1967)	259
You enter Germany (1967)	263
Hinweis auf Josef W. Janker (1967)	266
Offene Antwort an die 329 tschechoslowakischen Schrift- steller, Intellektuellen und Künstler (1967)	270
Georg Büchners Gegenwärtigkeit (1967)	272
Die Studenten sollten in Klausur gehen (1968)	279
Plädoyer für einen Freund (1968)	281
Radikale für Demokratie (1968)	283
Dunkel und trickreich (1968)	287
Notstandsnotizen (1968)	289
Mit vierzig Mark begannen wir ein neues Leben (1968)	294
Taceat Ecclesia (1968)	295
Ein Brief aus Prag (1968)	299
Der Panzer zielte auf Kafka (1968)	301
Über die Gegenstände der Kunst (1968)	313
Über Günter Eichs »Maulwürfe« (1968)	318
»Weh is' mir« (1968)	320
Es wäre ein Skandal für diese Stadt (1968)	324
Quellennachweise und Anmerkungen	325
Register	332

Editorische Vorbemerkung zur Werkausgabe 1978

Die Bände *Essayistische Schriften und Reden* 1–3 enthalten die zwischen 1952 und Juni 1978 entstandenen Arbeiten dieses Genres. Ihre Zahl ist größer, als zu erwarten war: trotz Werner Lengnings verdienstvoller bibliographischer Arbeit (W. L., *Der Schriftsteller Heinrich Böll. Ein biographisch-bibliographischer Abriss*) war doch eine Reihe von Aufsätzen, Rezensionen, etc. unentdeckt geblieben; einiges lag auch – bislang unveröffentlicht – in Heinrich Bölls Archiv.

Dennoch ist diese Sammlung *nur nahezu* vollständig: So konnte etwa die mehrfach geübte Praxis, private Briefwechsel ohne Zustimmung Bölls zu publizieren, nicht durch die Aufnahme solcher Briefe in die Werkausgabe nachträglich autorisiert werden. Dazu waren Versprechungen zu respektieren, wie Böll sie z. B. Bischof Scharf gegenüber (vgl. *Ich habe die Nase voll*, 1974) öffentlich geäußert hat, wobei die Öffentlichkeit des Versprechens nicht das Entscheidende war, wie das Fehlen einiger Texte in diesen Bänden belegt.

Verzichtet wurde schließlich auch auf Texte (zumeist Resolutionen, Aufrufe, öffentliche Erklärungen), die Böll zusammen mit anderen Persönlichkeiten verfaßt, die er zum Teil auch nur mitunterzeichnet hat.

Ein weiteres »Defizit« ist nur scheinbar: bei verschiedenen in den Bibliographien verzeichneten Titeln handelt es sich – wie sich bei den Vorbereitungen zu dieser Ausgabe herausstellte – *nicht* um selbständige Veröffentlichungen, sondern um Nachdrucke unter verändertem Titel.

Auf eine Differenzierung der Texte in Aufsätze, Kritiken, Reden, Feuilletons etc. wie in den früheren »Schriften«-Ausgaben wurde hier bewußt verzichtet, um für den Leser den Nachvollzug des »Fortschreibungsprozesses« nicht zu erschweren, in den das gesamte Werk Heinrich Bölls einbezogen ist.

Diese Absicht bestimmte auch das Prinzip der Reihenfolge, die sich grundsätzlich an der Chronologie der Erstveröffentlichungen orientiert. Bislang nicht publizierte ältere Texte wurden freilich ihrer Entstehungszeit entsprechend eingeordnet, und bei Artikelserien, Briefwechseln etc. wurde der sachliche Zusammenhang über das Prinzip einer rigiden Chronologie gestellt.

Das Quellenverzeichnis macht die entsprechenden Abweichungen von der zeitlichen Reihenfolge deutlich; es ist überdies für die folgenden Bände erweitert um einige Anmerkungen vor allem in den Fällen, in denen die Kenntnis an Böll gerichteter Artikel oder Briefe für das Verständnis der Repliken unabdingbare Voraussetzung ist.

Textgrundlagen für diese Ausgabe waren – soweit vorhanden – die früheren bei Kiepenheuer & Witsch erschienenen Ausgaben, sonst die jeweilige Erstveröffentlichung – in wenigen Fällen das Originalmanuskript.

Bernd Balzer

Editorische Vorbemerkung zur Taschenbuchausgabe 1985

Die ersten fünf der auf insgesamt neun Bände konzipierten Taschenbuchausgabe *Schriften und Reden. 1952–1985* folgen in Wortlaut und Chronologie der Werkausgabe *Essayistische Schriften und Reden 1–3*, die 1978 im Verlag Kiepenheuer & Witsch erschienen ist. Einige offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend beseitigt und aufgrund der eigens für die Taschenbuchausgabe erstellten Register einige Unstimmigkeiten in den Schreibweisen von Eigennamen ausgeräumt.

Vorwort zu »Schalom«

Die zeitgenössische Literatur eines Landes bietet die notwendigen Ergänzungen zu einem Bild, das in Diskussionen, Ministerreden, im diplomatischen Stil, in Import- und Exportziffern als oberflächlich hingetupftes Selbstporträt immer den Plakaten von Reisegesellschaften gleicht. Vergleicht man das Frankreich de Gaulles mit der Literatur, die in dessen Epoche entstand, die immer noch gewährte Würde Englands mit der Literatur der zornigen jungen Frauen und Männer oder die Gegenwartsliteratur der Bundesrepublik mit dem optimistischen Selbstporträt, das sich aus Wohnungsbaustatistiken, auf Industriemessen, in Export und Tüchtigkeit ergibt – es entsteht nicht nur, was man »Gefälle« zu nennen beliebt, es bildet sich Hintergrund, neue Dimensionen entstehen. Staatsmänner lächeln immer, kommen von Reisen immer »in voller Übereinstimmung« mit irgend jemand zurück, sie bieten auf dem Flugplatz das Standardgeschenk: ein (oft etwas mühsames) Lächeln der Zuversicht, das nicht immer auf Heuchelei beruht, oft nur eine Erscheinungsform der hinter schneeweißen Zähnen wartenden Verzweiflung ist.

Der Staat Israel, jung, von einem uralten Volk neu besiedelt und bewohnt, gibt sich nach außen wie alle modernen Staaten: zuversichtlich, gerüstet, er gibt sich rational, lächelnd in feindseliger Nachbarschaft, wo aus allen Himmelsrichtungen drohende Rednerfäuste sich gegen ihn erheben. Hohe technische Intelligenz plant dort, macht verwüstete Erde unertan, widerlegt dem Orient seine Apathie. Die Literatur Israels, wie sie aus diesem Sammelband spricht, zerstört das Bild nicht, nur kommt es kaum darin vor, und so ergänzt sie es. In der Erzählung *Die Nacht von Sarona* von Schamir steht der Satz: »Er hatte das Leben seiner Generation in seinem Fleisch«; eine bessere Definition für Zeitgenossenschaft habe ich bisher nicht gefunden, keine bessere Beschreibung eines politischen Apparatschiks als in Megeds Erzählung *Das Begräbnis*. Daß eine so selbstverständliche Schilderung der Inhumanität jeglichen Parteiapparats aus einem Land kommt, dessen innenpolitisches Leben naturgemäß erst recht kurz ist, könnte für befangene mittel- und osteuropäische Autoren eine Ermunterung sein, mit naiver Bitterkeit, ohne

Rücksicht auf jeweils bevorstehende Wahlen, sich am gleichen Thema zu versuchen. Die Problematik jeden kriegerischen oder auch nur kämpferischen Tuns, selbst für ein unanfechtbares oder unangefochtenes Ziel – besser als in Yishars Erzählung *Der Gefangene* läßt sie sich kaum in Sprache fassen. In Appelfelds Erzählung *Berta* wird Wolle zu Strickwerk, Strickwerk, wieder zu Wolle aufgeribbelt, wird wieder zu Strickwerk. Muß ein solches Sprachbild interpretiert werden, wenn die Erzählung in einem Land geschrieben ist, dessen Wappen aus Fleiß, Planung, Zuversicht besteht?

Ein großer Autor wie Samuel Jos. Agnon bedarf keiner Einführung, keiner Auslegung, aber vielleicht muß er davor geschützt werden, in die Ecke der »Kafkaesken« geschoben und allzu leichtfertig eingeordnet zu werden. Unterbrochene Tradition, verlegerische Zufälle, verlorene Zusammenhänge verführen leicht zu Irrtümern. Agnon ist Zeit- und Altersgenosse Kafkas, seine Prosa hat einen von Kafka völlig verschiedenen Rhythmus. In seiner Erzählung *Im Wald und in der Stadt* teilt er mit dem Leser die uralte Gewaltlosigkeit, die Bitterkeit, den Humor und die Milde – Milde auch gegen Mörder –, die sich auf der endlosen Suche nach einem bewohnbaren Land gebildet haben.

Bitterkeit und Humor sind die einzigen Wegzehrungen des jüdischen Volkes gewesen, beides noch nicht verloren, eins ohne das andere nicht denkbar. Nun ist das bewohnbare Land gefunden, bedroht, nicht nur von Rednerfäusten. Das Land hat kaum so viel Einwohner wie Westberlin, hat wie dieses seine Mauer, es ist ein bewegtes Land, wo Intellektuelle zu Arbeitern und Bauern werden, während anderswo Arbeiter in langwierigen Kursen den Status des Intellektuellen zu erreichen trachten; wo Pazifisten die Armee verteidigen, während anderswo alte Militaristen an Armeen zu zweifeln beginnen. Was über die äußere Lage Israels mitzuteilen wäre, ergibt sich aus seiner Entstehung, seiner kurzen Geschichte, der geographischen Lage, dem Export, Import, aus Reiseberichten, Diskussionen, aus Begeisterung und Enttäuschung. Die Mitteilungen der Literatur sind ganz anderer Art, nicht nur in Israel. Staatsmännern, gleichgültig von welcher Himmelsrichtung aus man sie östlich oder westlich nennen mag, schwebt immer etwas vor, das dem »sozialistischen Realismus« in seiner administrierten Form gleicht, eine Literatur, die Leistungen anerkennt, statistische Zuversicht stiftet, Fahnen

schwenkt, auf Schultern klopft und das Lächeln auf dem Flugplatz tatsächlich als ein Zeichen »voller Übereinstimmung« hin-
nimmt.

Eine Sammlung wie die vorliegende ist nicht nur eine notwendige Ergänzung, sie bietet Teilnahme und Mitteilungen ganz anderer Art, als Berichte und Vorträge, Diskussionen sie bieten können. Niemand wird in Israel Appelfelds *Berta* finden, Alonis *Ferienbäcker*, aber vielleicht könnte er dem älter gewordenen Knaben aus Agnons Erzählung *Im Wald und in der Stadt* begegnen, der, inzwischen bärtig und weißhaarig, die Erinnerungen an viele Pogrome in Leib und Seele, in der Schrift liest und Mitleid mit dem Mörder empfindet, der von Gendarmen, deren Mäuler »vor Furcht oder vor Heldentum« gekrümmt sind, abgeführt wird. Nicht obwohl, sondern weil sie wirklicher sind als alles, was Kameras erfassen und Diskussionen ergeben können, wird man sie nicht finden. Die Literatur eines Landes macht nichts, was außer ihr an Darstellungen und Annäherungsversuchen geschieht, überflüssig, sie gibt den Hintergrund und die Dimensionen ab für alles, was im Vordergrund geschieht. Zählt man an israelischer Literatur hinzu, was nicht in diesem Band vertreten sein kann, wird man vielleicht besser begreifen, wie vielfältig die Spannungen in einem so kleinen Land sein müssen, in dem so viel uralte Bitterkeit und uralter Humor Wohnung gefunden haben.

Die humane Kamera

Es gibt große Augenblicke der Fotografie. Wenn die Kamera dem geschichtlichen Augenblick begegnet, zur Stelle ist, wenn im einzelnen Schicksal das allgemeine zum Bild werden kann, ohne das einzelne Schicksal im Vorgang des Fotografierens zu verletzen. Wo die Kamera zudringlich wird, ihr Instrument, das Objektiv, zum Instrument des Subjekts, des Fotografen wird, der darauf aus ist, den Menschen zu ertappen, zu denunzieren, zu entlarven, überschreitet die Fotografie ihre ästhetische und gleichzeitig ihre moralische Grenze. Wer am Schlüsselloch lauert, entdeckt natürlich den Menschen in seiner Gebrechlichkeit. Die Verwechslung von Tabu und Geheimnis ist längst selbstverständlich geworden. Im Tabu verbirgt sich Magie, im Geheimnis nicht. Religion, Liebe, Schlaf sind nicht magisch, sondern geheimnisvoll, wie das Alltägliche geheimnisvoll ist: wie Menschen miteinander essen, sich kleiden, ihr Brot verdienen. Familie, Beruf, Freundschaft. Diesen Geheimnissen kann sich die Fotografie nur nähern, wenn im einzelnen Schicksal, ohne daß es verletzt wird, das Allgemeine sichtbar gemacht werden kann. Es gehört nicht viel dazu, private Geheimnisse zu erfahren und sie preiszugeben. Gewiß würde es weder großen technischen Verstand noch viel Geschicklichkeit erfordern, in einen Beichtstuhl ein Mikrofon einzubauen, an der Mitteilung von Geheimnissen teilzunehmen, diese möglicherweise über irgendeinen Sender hinauszuschicken. Wird derart Erfahrenes oder Erlauschtes dem hochwohlloblichen Publikum dargeboten, beweisen Film-, Fotokamera und Tonband, daß sie verräterisch sind, Denunziation ihr Ziel ist. Es geht ja nicht um Wahrheit, nicht einmal um »Objektivität«, sondern um die hämische Teilnahme an des Menschen Gebrechlichkeit. Moral der Fotografie? Das scheint lächerlich, wo das »Objektiv« am Werk ist. Die große Täuschung der Fotografie liegt in der Vor-Täuschung »objektiver Wirklichkeit«. Es entscheidet ja nicht das Objektiv, sondern das Auge des Fotografen, außerdem dessen Auswahl, Chemikalien, Vergrößerung, Verkleinerung, Papiersorten. Die »Wirklichkeit« hat also einige Veränderungsprozesse hinter sich. Vielleicht waren die Fotografien in den Alben unserer Väter und Großväter ehrlicher: die erkennbare Kulisse, die Künstlichkeit der Pose, der

Komposition, des Arrangements war humaner als der Schnappschuß. Im Wort Schnappschuß sind zwei Gewaltverben, schießen und zuschnappen, vereint. Wenn technisch perfektes Fotografieren in jedermanns Hand gegeben ist, ist Orwells Großer Bruder ja fast allgegenwärtig. Überall Augen: künstliche, magische Augen, die Ölheizungen und Garagentore, Produktion und Passage kontrollieren. Täglich werden Fotos um Fotos gemacht und verschlungen, bewegte, unbewegte, ein großer Ausverkauf, der auf Kosten des menschlichen Auges geht, in einem doppelten Sinn, auf Kosten seiner Fähigkeit zu sehen und seiner Humanität. Als Erinnerungsstück ins Album geklebt, mag's in einigen Jahren Rührung hervorrufen, festgehaltene Augenblicke: Geburt, Hochzeit, Tod. Es gibt Augenblicke, in denen auf einer Fotografie der Sinn einer Landschaft, ihr Atem spürbar wird, ein Porträierter »erkannt« wird oder der geschichtliche Augenblick vors Objektiv kommt: ein Kind in Uniform, Frauen, die auf dem Schlachtfeld nach ihren Toten suchen; wo Weinen mehr als privat, das Weinen der Menschheit ist. Da werden nicht Geheimnisse verraten, das Geheimnisvolle der menschlichen Existenz wird sichtbar. Es ist nicht sensationell, verdient kein Aufsehen oder Aufhebens, wenn ein professioneller Tunichtgut die jeweilige Sitte oder jeweilige Scham verletzt. Sensationell ist der kleine Chinesenjunge, der sich mit ungeheurem Ernst über die Blechbüchse beugt, aus der er seinen Reis ißt. Die Exotik des Menschlichen liegt nicht im nationalen oder rassischen Unterschied, sie liegt im sozialen Unterschied. Die humane Kamera wird entdecken, daß die Menschen nicht überall gleich, sondern überall Menschen sind, deren Menschwerdung gerade erst begonnen hat.

Der Sinn dieser Weltausstellung der Fotografie könnte darin liegen, Nachdenklichkeit gegenüber dem Fotografieren zu erwecken. Ob ertappt, entlarvt, denunziert werden soll, ob die Kamera das Auge des Großen Bruders ist, oder ob hinter dem Objektiv ein Mensch steht, dessen Menschwerdung schon begonnen hat, der das Geheimnis respektiert, wenn er das Geheimnisvolle sichtbar machen will.

Zu Reich-Ranickis »Deutsche Literatur in West und Ost«

Es fällt mir auf, daß Reich-Ranicki in seinem kleinen Vorwort unter anderem von Ordnen, Werten, Postulieren spricht, seine Wertmaßstäbe, Ordnungen, Postulate aber nicht nennt. Möglicherweise sind sie in der Sammlung als Ganzem verborgen, wären herauszukristallisieren; um aber diese Kristallisation zu vollziehen, müßte ich Unmögliches vollbringen: mich nicht nur rasch mit den hier versammelten Kritikern, gleichzeitig auch rasch mit allen behandelten Autoren und allen ihren Büchern auseinandersetzen. Unmöglich. Meine Kenntnis der sogenannten Gegenwartsliteratur ist lückenhaft. Ich erwarte kein Bekenntnis, nicht das Dartun einer Gesinnung, auch nicht – was so unbescheiden nicht wäre – Offenbarung einer Ästhetik oder einer Doktrin. Eine Art Modellkritik wäre mir als Vorwort so angebracht wie ausreichend erschienen: ein besprochenes Werk, ein porträtierter Autor, von dem Reich-Ranicki sagen würde: So stelle ich es mir unter der und jener Voraussetzung vor. Ordnen, werten, postulieren, da müssen einige Voraussetzungen bestehen, sonst bleiben es leere Worte, besonders bei einem Kritiker, der Gesinnungen mit ihrer jeweiligen ästhetischen Erscheinungsform zu konfrontieren unternimmt.

Ich weiß nicht, ob Kritiker gut beraten sind, wenn sie solchen Sammlungen zustimmen. Enormer Fleiß, im allerbesten Sinn kindlicher Eifer, wahrhafte Literaturbesessenheit, eine wache, rasch aufarbeitende Intelligenz, der jede Neuerscheinung (bestimmter Autoren) zum Ereignis wird – das alles vereint sich hier mit der (wie ich hoffe, manchmal bitteren) Notwendigkeit, rasch zu urteilen; aber hat diese Eile nicht schon einige Male Korrekturen notwendig gemacht? Und hat eine Publikation als Buch nicht eine Endgültigkeit, die Korrekturen unmöglich macht? Zeit verstreichen lassen, Geduld üben, warten. In dieser Epoche des raschen Verschleißes sollte, meine ich, gerade die mutige, die sogenannte Tageskritik den Tag nützen, ihre Stunde aber abwarten.

Es fällt mir auf, daß Reich-Ranicki besonders streng mit seinen Altersgenossen ins Gericht geht; er müßte doch wissen, daß deren Ausgangsposition fast hoffnungslos war: eine geschlagene,

fast ausgelöschte Sprache nicht nur schreibbar, sie auch lesbar zu machen (Luftfotos des zerstörten Warschau, Berlin, Hamburg und Köln würden diese Ausgangsposition gut illustrieren!). Es liegen nicht zwölf Jahre zwischen 1933 und 1945, es sind Jahrhunderte eines Interregnums; es liegen nicht zwölf Jahre zwischen 1945 und 1957, es sind Jahrhunderte, Abgründe unterschiedlicher Zeitgenossenschaft (und unterschiedlicher Begabung natürlich), etwa zwischen Andersch und Grass, Schnurre und Johnson.

Sollte es wirklich meine Sache sein, meinem Zeit- und Altersgenossen Reich-Ranicki, der das Warschauer Getto überlebt hat, den Gedanken nahezulegen, daß den Nachgeborenen manches als platte Passivität erscheint, was Passion gewesen sein könnte? Daß, wenn man sich fast ausschließlich auf psychologische Termini ver- und einläßt, Aktion wie Passion wie Erscheinungsformen der Hysterie wirken können? Ein Abgrund, der nicht allein mit dem Wortpaar Glaube-Un Glaube überbrückt werden kann; manchem religiös Ungläubigen bleibt, wenn er hingerichtet wird, nach der Aktion nur die Passion, und gar mancher, der hingerichtet wurde, erschien nicht nur seinen Henkern, auch manchem auf- und abgeklärten Außenstehenden als komplett hysterisch, und sie fügten hinzu, seine Aktion wäre so sinnlos gewesen wie seine Passion. Werten, ordnen, postulieren, Abgründe bemerken; nicht diskutieren, wie weiterhin gesagt wird; Kritiken sind keine Diskussion mit dem Autor, es gibt keine Diskussion zwischen Kritiker und Autor – mißglückte Versuche, Ausnahmen zu machen, beweisen die Unabänderlichkeit der Regel.

Es fällt mir auf, daß in einem Buch mit dem Titel *Deutsche Literatur in West und Ost* eine Autorin wie Luise Rinser an ihrem letzten, möglicherweise tatsächlich mißglückten Roman, den ich nicht kenne, »abserviert« wird, und das erscheint mir als schlechthin unzulässig. Die Autorin des *Jan Lobel*, der *Gläsernen Ringe* hat, wenn man schon für angebracht hält, was wohl unter Eingeweihten Totalverriß genannt wird, dann einen mit Pomp, mit allem »Drum und Dran« verdient. Eine Rezension kann polemisch sein, böse meinerwegen, rechthaberisch sogar, aber in einem Buch mit dem Titel *Deutsche Literatur in West und Ost* wirkt der Abdruck der Rezension von *Die vollkommene Freude* als ein peinliches, deplaciertes Füllsel, das manches, in

den wichtigeren Teilen des Buches an den Gesamtporträts erworbene Verdienst zerstört.

Nun endlich, zum Schluß, will ich, rasch auf dem Pegasus dahinreitend, zu voltigieren versuchen und mit geschlossenen Augen und mit (wahrscheinlich so ge- wie erzwungener) Eleganz die letzte Hürde nehmen, das heißt: nicht so tun, als wäre ich in diesem Buch unerwähnt. Es wird da – unter vielem, vielem anderen, über das zu diskutieren ich nicht fähig bin – gesagt, ich hätte »mit der Entwicklung nicht Schritt gehalten«, und ich nehme mir dieses Wörtchen heraus, weil ich vermute, daß Reich-Ranicki damit recht hat. Mit dem gebotenen und gebührenden Freimut erkläre ich: Schritt halten konnte ich nie, Schritt machen ebensowenig und wäre doch zu letzterem geradezu prädestiniert gewesen, meiner (Körper-)Größe wegen; allerorten und allerseits habe ich, bei böswilligen Leutnants ohnehin (und aus mancherlei Gründen), aber sogar bei wohlwollenden und wohlmeinenden, Wut und Ärger, Zorn und Mißfallen erregt und mußte immer hinter den Allerkleinsten herlaufen, nicht im Schritt, diesen schon gar nicht machend, wo ich doch hätte an der Spitze marschieren, Schritt sowohl machen wie halten müssen; freimütig füge ich hinzu, daß ich mich da hinten relativ wohl gefühlt, konnt' ich mich doch des Singens und Tirilierens enthalten, hatt' auch Distanz genug, vor Schulterklopferei wie Schelterei bewahrt zu bleiben, blieb auch dahinten mehr Zeit, nachzudenken, sogar zu träumen – und das schon lange, bevor ich mich entschloß, die höchst ehrenwerte Laufbahn eines Moralisten zu ergreifen. Wortwörtlich aufgefordert, »mit der Entwicklung Schritt zu halten«, wurde ich zuletzt vor fast genau siebenundzwanzig Jahren, als ein Schulkamerad, wohlwollend, fast schon gütig, mich aufforderte, nun doch endlich, so kurz vor dem Abitur, in die Hitlerjugend einzutreten; ich tat's nicht, nicht nur aus moralischen Gründen (weil ich zu wissen glaubte, wohin die Entwicklung führte), nicht nur aus politischen Gründen, auch aus ästhetischen: ich mochte diese Uniform nicht, und die Marschierlust hat mir immer gefehlt; fünf Jahre vorher war ich, weil dort plötzlich Gleichschritt geübt wurde, nach einem kurzen, rasch vorübergehenden Anfall von Organisationsfreudigkeit aus einem katholischen Jugendklub ausgetreten. Wohin die heutige Entwicklung mich, würde ich Schritt mit ihr fassen, führen könnte, weiß ich nicht; selbst wenn ich's wüßte, Schritt halten mag und kann ich nicht.

Gesinnung gibt es immer gratis

Plädoyer für freigelassene Autoren, Leser und Romanfiguren

Mit meinen Romanfiguren habe ich eine geheime Abmachung getroffen: Ich gebe keine Auskunft über sie; mit mir selbst eine Abmachung neueren Datums; sie ist das Resultat vieler, meistens mißverständener Äußerungen über die sogenannte Werkstatt; es ist schließlich vollkommen gleichgültig, ist auf eine absurde Weise sekundär, wissen zu wollen, woran ein Schriftsteller arbeitet, wie er arbeitet. Wichtig an der Werkstatt ist nur, was aus ihr herauskommt.

Ob einer, während er arbeitet, an faulen Äpfeln riechen, an den Fingernägeln kauen, ob er Jazz oder Bach hören muß, Wasser oder Stärkeres trinkt, kurz gesagt: seine Attitüden sind von einer himmelschreienden Gleichgültigkeit; es gibt schließlich Leute genug, die ein interessantes Privatleben führen und höchst Langweiliges zu Papier bringen. Wir hören immer – vielleicht stimmt es –, daß Faulkner gern und viel Whisky getrunken hat, aber daß man durch Whiskytrinken kein Faulkner wird, durch An-Äpfeln-Riechen kein Schiller, ist so banal wie die ermüdende, immer und immer wiederholte Feststellung, daß Form ohne Inhalt nur schwer wahrnehmbar, Inhalt ohne Form nicht zumutbar sei. Mit dieser Banalität sollten wir einander verschonen, solange wir nicht erklären können, was Form nur sei.

Wir können's nicht erklären. Die Manifeste der Engagierten sind meistens so peinlich wie die Gegenerklärungen derer, die sich für nicht engagiert erklären. Ich weiß nur, daß Betrug stattfindet, wenn ein Autor um seiner (jeweilig) guten Gesinnung wegen gelobt, ihm die Form, in der er diese bietet, verziehen wird; wenn einer um seiner (jeweilig) bösen Gesinnung wegen getadelt wird, die möglicherweise gute Form in einem Nebensatz abgetan wird.

Wenn es wahr wäre, daß gute Literatur und gute Gesinnung einander bedingen, brauchte ja über die (jeweilig) gute Gesinnung kein Wort mehr verloren zu werden, dann müßte ja gute und schlechte Gesinnung an ihrer Form allein erkannt werden können. Alle Doktrinen, auch die Religionen, die sich meist auf ein paar doktrinäre Formeln reduzieren, müßten ihre eigene Ästhetik entwickeln und vorlegen, öffentlich bekanntgeben. Das wäre

eine verhältnismäßig klare Sache, weil sich zeigen würde, daß es freie Kritik gar nicht gibt.

Ich habe Grund genug zu der Annahme, daß viele sich Wirklichkeit ungefähr so vorstellen wie eine große Regentonne, die ein Autor vor dem Haus stehen hat, aus der er nach Belieben abzapft: wenig – eine Kurzgeschichte; mehr – eine Novelle; sehr viel – einen Roman.

Daß selbst in den primitivsten Formen der Literatur, in allem Geschriebenen, in jeder Reportage (es gibt deren von höchstem Rang) Verwandlungen stattfinden, Zusammensetzung (Komposition) stattfindet, daß ausgewählt, weggelassen, Ausdruck gesucht (und nicht immer gefunden) wird – solche Binsenwahrheiten scheinen fast unbekannt zu sein. Wirklichkeitsgetreu ist nicht einmal eine Fotografie: Sie ist ausgewählt, hat einige chemische Prozesse hinter sich, wird reproduziert. Wenn einer in einem Roman Wirklichkeitstreue, Lebensnähe entdeckt, entdeckt er verwandelte und geschaffene Wirklichkeit und Lebensnähe. Wer Spannung vermißt oder sucht, sei daran erinnert, daß Romane mit viel Spannung, Handlung, Inhalt meistens gelesen werden, wenn einer einschlafen möchte, während die von der Handlung unabhängige geistige Spannung einen weiterlesen, gar nicht mehr ans Schlafen denken läßt.

Mich jedenfalls spannt die vielfach verschnörkelte, in Mustern und Rhythmen gebotene Spannung mancher Erscheinungsform des Nouveau roman mehr als so manche ständig wiederholte Gesinnungs-Selbstverständlichkeit, die sich nur auf die Schulter klopfen läßt: brav gemacht, junger Freund. Kein Autor sollte sich seine Gesinnung honorieren lassen. Nichts ist ja peinlicher, als wenn einer wegen etwas gelobt wird, das selbstverständlich und natürlich auch gratis gegeben wird: seine Gesinnung. Das ist ja fast, als würde einer seiner hübschen Locken wegen gelobt oder wegen seiner Glatze getadelt.

Wer es sich leichtmachen möchte, den Autor in einem Roman oder einer Erzählung zu suchen, sollte es sich nicht zu leicht machen: manchmal versteckt er sich hinter einem Kellner, einer KassiererIn, hinter, nicht in; oder er sitzt in einer Milchflasche.

Es gibt genug durchaus legitime Bereiche bloßer Gesinnungsliteratur: Erbauung aller Art, gegen die nichts einzuwenden ist; sie hat eine wichtige und ehrenvolle Funktion: für Kinder, Engel,

kindliche Erwachsene; es ist das Recht der Präzeptoren, Pädagogen, Pfarrer, Funktionäre, den ihnen jeweils Anvertrauten das Jeweilige zu empfehlen, es gibt nicht nur Erbauung für die Christen, die derentwegen oft und immer zu Unrecht verspottet worden sind. Es gibt atheistische, demokratische, gibt ganze Gebirge marxistischer Erbauung, und überall gibt es die Zeigefingerschwenker, Leute, die empört, beunruhigt, verzweifelt die Hände ringen, wenn etwas, das ihrer Gesinnung nicht paßt, sich als formal glänzend und somit gefährlich erweist; die Form spannt den Geist des Menschen, der Inhalt das Herz und die Nerven.

Wer den ihm jeweils Anvertrauten die jeweilige Erbauung empfiehlt, sollte nur wissen, daß mündige Leser ein Recht auf Spannung durch Form haben. Und Mündigkeit gebührt nicht nur den Christen, ich wünsche sie auch allen anderen: den Marxisten, Atheisten und was es an Mischungen alles geben mag.

Ich plädiere für eine Literatur der Freigelassenen für Freigelassene, ich plädiere für freigelassene Romanfiguren; der einzige Zwang, dem sie unterliegen sollen, ist der Formzwang, den jeder Autor nur selbst bestimmen kann, den er mit sich selbst ausmachen muß. Vielleicht würde dann ein freigelassener Atheist anfangen, den Rosenkranz zu beten, ein freigelassener Pfarrer als Flickschuster sein Brot verdienen, was dem Autor die formale Chance böte, einen Kontrapunkt zur Liturgie in der frommen Monotonie des hämmernden Schusterhammers zu finden.

Ich sehe nicht ein, daß ich mich irgendeiner Gesinnung wegen langweilen soll. Nichts muß langweilig sein, auch Religion nicht. Alle Spannung ist geistigen Ursprungs (die Spannung der Kriminalromane – meistens, es gibt solche von hohem Rang – ist nervlichen Ursprungs; sie sind alles zwischen Droge und Tonikum).

Lange genug sind wir Schriftsteller von Doktrinären gepiesackt worden, die ihre jeweilige Doktrin gegen eine beliebig zu wählende Ästhetik, diese gegen eine (jeweils) für böse gehaltene Gesinnung ausspielen. Gepiesackt worden sind wir auch von solchen, die wissen, wie schwer es ist, Form zu finden; die wissen, daß wir Wirklichkeit nicht in einer Regentonne vor dem Haus stehen haben, rasch mit einer Tasse, einem Krug, einem Eimer hinauslaufen, um die gewünschte Quantität zu liefern (»Darf es etwas mehr sein?«). Für unsere Gesinnung, die jeweilige, versteht

sich, erwarten wir kein Honorar, kein Lob: wir geben sie gratis. Schulterklopfen ist das peinlichste Honorar. Wer glaubt, daß er »was zu sagen hat«, beuge sich der Form, suche sie sich. Lassen wir die anderen, die behaupten, sie hätten »nichts zu sagen«, in Frieden spielen.